

Sabine Friedrich

FAMILIEN SILBER



dtv
ebook

Roman

Altweibersommer, Spätnachmittag. Marie Schürer kommt gerade vom Witweneintopf nach Hause. Das Licht in den Vorgärten ist flüssig, wie warmer Apfelsaft. Der Himmel über den ockergelben Siedlungshäuschen ist von klarem Blau, das aber entfärbt ist, ausgewungen wie manche Erinnerungen, Marie geht die beiden Stufen zur Haustür hinauf. Dreht den Schlüssel im Schloss, einmal, zweimal, dreimal, die Versicherung zahlt nicht, wenn ein unabgeschlossenes Haus ausgeraubt wird. Dietrich hat Marie das oft genug vorhalten müssen. Jedes Mal, wenn sie wieder die Tür einfach hinter sich hat zufallen lassen, als gäbe es nur gute Menschen auf der Welt: Aber Marie schließt nun immer sehr sorgfältig ab.

Dietrich hätte keinerlei Anlass zu Beanstandungen mehr. In der engen Diele ihres Hauses zieht Marie ihre Jacke aus.

Im selben Moment überwältigt sie die Stille. Die schweigende Präsenz der Dinge. Ihre stumme Gegenwart, abweisend: als stünde Marie in einem fremden Haus und wartete in der Diele auf den Besitzer, da ist ein hochlehniger Stuhl mit einem Sitz aus fransigem Peddigrohr. Eine Wanduhr, die seit vier Monaten steht. Eine leere Bodenvase aus Porzellan. Ein Einbauschränk, Rüsterfurnier: für Kindermützen, Handschuhe, Schals, die längst weitergewandert sind zu den Nichten und Neffen einer kasachischen Putzfrau, Marie stellt ihre Handtasche auf das Telefontischchen.

Das Telefon blinkt.

Es ist ein schnurloses Telefon. Das rote Licht blinkt am – ja, woran? An dem Teil, das man abnehmen und herumtragen kann. Das Marie immer Handy nennt, natürlich ist es kein Handy. Marie weiß das! Es erübrigt sich also, dass Barbara sie jedes Mal korrigiert.

Mobilteil, Mama. Es heißt Mobilteil.

Dabei ist es doch vollkommen egal, wie man etwas nennt, solange alle wissen, was man damit meint.

Oder etwa nicht? Barbara?

Dann seufzt Barbara. Sie seufzt aus Ungeduld mit ihrer Mutter. Marie kann ihre Tochter durchaus verstehen. Sie hält sich ja selbst nicht für überdurchschnittlich gescheit. Sie hat kein Abitur, sie hat nicht studiert: Aber andererseits, dumm ist sie nun auch wieder nicht. Das Problem ist nur, dass das Telefon so viel intelligenter ist als Marie.

Es kann so viele Dinge, die Marie nicht kann. Es kann Kurzmitteilungen schicken und entgegennehmen, Anrufe aufzeichnen, Konferenzschaltungen schalten, es sagt Marie, dass sie auflegen soll, weil schon wieder ein neuer Anrufer darauf wartet, dass Marie ihm zuhört, das Telefon ist unermüdlich. Es braucht Marie gar nicht. Es beschäftigt sich auch allein, wie ein fantasievolles Kind. Wenn Marie zum Beispiel nicht zu Hause ist, dann registriert es die Anrufe, die sie nicht entgegengenommen hat.

Und dann blinkt es.

Dann muss Marie Knöpfe drücken: und zwar zuerst den Knopf mit dem kleinen Briefumschlag, und danach den Knopf ganz rechts oben. Die Reihenfolge ist wichtig. Aber warum? Und wieso tut ein und derselbe Knopf immer etwas anderes, je nachdem, zu welchem Zeitpunkt man ihn drückt? Wenn man es richtig macht, dann erscheinen jedenfalls die Nummern der Anrufer auf dem kleinen leuchtenden Feld über der Tastatur. Und dann kann Marie auf den Knopf drücken, der die Anrufe löscht. Und dann hört das Blinken auf, und im Haus herrscht Ruhe.

Wenn sie es aber falsch herum macht, beschwert sich das Telefon. Dann erscheinen Fragen auf dem leuchtenden Feld, die Marie ohne Brille nicht lesen kann. Und diese Fragen verschwinden nicht etwa davon, dass Marie auflegt. Das Telefon insistiert. Wenn Marie einfach auflegt, während die Fragen noch da sind, dann piepst es. Und das rote Licht fängt wieder an zu blinken.

Marie hasst dieses Telefon. Barbara hat es ihr geschenkt. Barbara hat gesagt, Marie soll sich einfach nicht um das Blinken kümmern. Es bedeutet ja nichts! Es hindert das Telefon nicht daran, zu funktionieren wie ein normales Telefon. Das mag schon sein. Aber es hindert Marie daran, zu funktionieren. Wie, ein so winziges Licht? Kleiner als die Kontrolllampe am Herd? Aber das täuscht. Das Blinken ist eine Aufforderung, ein Appell von der Sorte, die seit jeher durch Maries Leben schallt.

Marie! Hast du meine Socken gesehen? Mama, wo ist meine rote Zopfspange? Ich muss zum Reiten, Mama, kannst du mich fahren? Marie, setz die Kartoffeln auf für deine Geschwister. Hörst du nicht? Hallo! Mama! Marie! Marie!

Es ist wie bei den fernen Lichtsignalen eines Schiffes auf hoher See. Das Schiff ist in Seenot. Der winzige Punkt des Telefon-Lichtsignals ist in Wirklichkeit ein riesiger Scheinwerfer, der den engen Flur, das ganze Haus in ein rotes, dringliches Licht taucht. Er scheint nur so klein, weil das Schiff so weit weg ist, Marie nimmt ihre Brille aus ihrer Handtasche. Sie nimmt das Wie-auch-immer-Teil des Telefons ab und geht damit ins Wohnzimmer.

Das ihr klein vorkommt wie jedes Mal, wenn sie aus der Schubertschen Villa zurückkehrt, das ganze Zimmer ist ja kaum größer als Karin Schuberts Kamingrube. Was nun allerdings nicht heißen soll, dass Marie Karin Schubert um ihr Haus beneidet. Jedenfalls jetzt nicht mehr. Früher vielleicht: damals, als Dietrich sein Arbeitszimmer hatte, Barbara ihr Kinderzimmer und Marie den Holztisch in der winzigen Küche, um den sie sich mit den Nachbarinnen quetschte, während Dietrich allein im Wohnzimmer saß und fernsah. Aber jetzt? Jetzt ist Marie glücklich über ihr kleines Haus. Was tut Karin Schubert nur mit all ihren riesigen Räumen? Sie ist doch ganz allein und noch dazu gehbehindert, Marie steht unschlüssig in ihrem Wohnzimmer, mit dem Telefon in der Hand.

Da sind die Farne und Usambaraveilchen und Zimmerlilien in ihren weißen Übertöpfen. Die Vitrine mit den alten Wein- und Likörgläsern, die niemals benutzt werden. Die Couchgarnitur

mit den farblich passenden Kissen und den gerahmten Stichen von Danzig darüber. In der Mitte des Wohnzimmers ist eine große leere Stelle.

Dietrichs Sessel hat sie hinterlassen. Das riesige braune Ledermonstrum, in dem Dietrich sein häusliches Leben zu verbringen pflegte, oft genug setzte er sich schon nach dem Mittagessen hinein. Passte den Sessel dann genau seinem Körper an. Verstellte die Armstützen, das Rückenteil, das Fußteil, schaltete den Fernseher ein: in dem um diese Zeit Hausfrauentalkshows liefen, Gartenratgeber, die Wiederholungen zehn Jahre alter Vorabendsendungen, er setzte meist Kopfhörer auf, um Marie nicht zu stören.

Oder vielleicht tat er es auch, um Marie nicht zu hören. Marie, die durchs Wohnzimmer ging. Die von der Küche durchs Wohnzimmer in den Garten ging, dann wieder zurück in die Küche und wieder hinaus in den Garten, sie ging im Zickzack, immer um den Sessel herum, der das Zentrum des Zimmers blockierte wie Steinschlag einen Gebirgspfad. Es irritierte Dietrich, diese ständige Herumgeherei. Seine Frau war doch nicht der Ewige Jude. Sie hatte ja schon einen regelrechten Trampelpfad in den Teppich gegraben, mit ihrer ständigen Unruhe, tatsächlich war aber das ganze Haus von solchen Pfaden durchzogen. Sie waren nur nicht alle sofort erkennbar.

Die Bahn, die Dietrichs Sessel mit dem Fernsehbildschirm verband, war zum Beispiel gar nicht zu sehen. Es konnte also wohl kaum mehr als ein Zufall sein, dass Marie sie mindestens zweimal täglich blockierte. Sie tat das doch bestimmt nicht mit Absicht. Was konnte sie denn dafür, dass so häufig ein Fussel auf dem Teppich lag, gerade während Dietrich sich eine Talkshow ansah? Dass zufällig etwas mit der Blumenvase neben dem Fernseher nicht stimmte, während Dietrich einer Dokumentation über die Kongowirren zu folgen suchte? Oder dass die Ordnung auf dem Nähtischchen zwischen Fenster und Fernseher danach verlangte, neu geordnet zu werden, und zwar ausgerechnet, während eine Operettengala mit Fritz Wunderlich aus den frü-

hen Siebzigern lief, Dietrich war seit jeher begeistert von Fritz Wunderlich. Und er liebte Operetten. Es war ihm egal, dass diejenigen seiner Lehrerkollegen, die musische Fächer unterrichteten, über seinen Geschmack die Nase rümpften: Dietrich war der stellvertretende Direktor. Er entschied über die Stundenpläne. Er unterrichtete Mathe und Physik, und zwar den Leistungskurs, seinetwegen konnten die Damen und Herren Kunsterzieher und Musiklehrer von morgens bis abends Requien hören oder Sonaten für Cembalo und zwei Topfdeckel. Warum nicht? Wenn sie das über ihre marginale Bedeutung an Dietrichs Schule hinwegröstete, die allenfalls noch von der des Religionslehrers unterboten wurde? Dietrich saß derweil mit Freunden beim Wein und sang.

*Es muss was Wunderbares sein,
Von dir geliebt zu werden.
Ich will dich lieben,
Solang ich leb auf Erden,*

Marie war es peinlich, wenn Dietrich sang. Seine Stimme war durchaus passabel, daran lag es nicht. Aber musste man sich denn immer dermaßen in den Mittelpunkt spielen? War es wirklich nötig, dass ausgerechnet der eigene Mann regelmäßig den Entertainer gab? Wenn es der Mann einer anderen gewesen wäre, hätte es ihr ja nichts ausgemacht. Dann hätte sie die Singerei unter Umständen sogar großartig gefunden, stimmungsvoll, anrührend, und ja, es war wahr: Sie selbst hatte früher durchaus manchmal etwas zum Besten gegeben.

Ihr Vortrag von Schuberts ›Forelle‹ etwa, von ausdrucksstarker Gestik begleitet, war den Anwesenden weit über den Abend hinaus in Erinnerung geblieben. Aber sie hatte sich am nächsten Morgen wenigstens dafür geschämt, wie es sich gehörte, während Dietrich ein Gefühl wie Scham nicht einmal zu kennen schien, auf der Bühne im Fernseher trug Fritz Wunderlich nun eines von Dietrichs Lieblingsliedern vor. Etwas von Franz Lehár, aus ›Giuditta‹,

*Freunde! Das Leben ist lebenswert!
Jeder Tag kann Schönes uns geben,*